

## Rezension

*Bock Th. / Dörner K. / Naber D. (Hg) (2004)*  
Anstöße zu einer anthropologischen Psychiatrie.  
Bonn: Psychiatrie-Verlag, 358 Seiten  
ISBN3-88414-368-9

Da die Herausgeber im Vorwort dieses Buches Philosophie als notwendige „Klammer“ ansehen, um eine Vielfalt von Erkenntnissen (psychotherapeutische, neurobiologische, biologische, theologische, entwicklungsgeschichtliche usw.) zu einer anthropologischen Psychiatrie zu integrieren, scheue ich mich nicht, diese Besprechung mit dem Zitat eines Philosophen zu beginnen: „Die menschliche Kapazität zur Reflexion und zur Skepsis ist begrenzt, und je mehr man sie an einer der Denkfronten konzentriert, desto leichter kommt die Naivität zum Sieg an den anderen.“ (*Marquard, O.*)

Das Buch bewegt sich eindeutig an vielfältigen Denkfronten und vermeidet erfreulicher Weise den täuschenden Sieg an nur einer.

28 höchst unterschiedliche Beiträge zum Menschsein waren insofern zwar sehr inspirierend für mich als Leserin, für mich als Rezensentin aber, gerade wegen der Vielfalt, einigermaßen überfordernd. Wie werde ich dem Buch als ganzem gerecht und nicht nur 28 einzelnen Autoren/innen?

Zunächst einmal: Beim Lesen der Vielfalt bleibt das Gesamtkonzept des Buches durchgehend spürbar. Dieses besteht m. E. in der Suche nach einer Balance, die es ermöglicht, im Rahmen von Psychiatrie als Wissenschaft und Therapie weder dem Risiko naturalistischer Fehlschlüsse aufzusitzen noch dem Risiko philosophisch-idealistischer Überdehnungen. Im ersten Fall werden zulässige empirisch-kausale-materialistische Perspektiven naiv mit der unzulässigen Totalisierung solcher Perspektiven zu Gesamterklärungsmodellen verwechselt, im zweiten Fall wird - nicht weniger naiv - in abgehobener Weise jeder Aspekt des Menschseins als ein bei ausreichend gründlicher Sinnsuche stets psychologisch aufklärbarer Tatbestand definiert. (ähnlich *Hoff*, 121)

Als Nächstes beginne ich zu verstehen, dass anthropologische Psychiatrie schlicht heißt, dass beim Nachdenken über den Menschen und seine irritierbare Psyche auch all das „mit gemerkt“ werden darf, was sonst all zu leicht einem engen Konzept von Wissenschaft zum Opfer fällt: das all zu Menschliche, das Alltägliche, das Beziehungsreiche, Subjektive, Zufällige, Veränderliche, das an Kultur, Geschichte und Kontexte Gebundene. Das heißt, der Mensch, um den es hier geht, darf menschlich bleiben. Insofern ist es auch nur konsequent, dass das Thema Stigmatisierung nicht nur im Kontext von zu belehrenden Bürgern, sondern im Kontext dessen, was die Wissenschaft aus dem Menschen zu machen pflegt, bedacht wird. Denn „Begriffe, auch wissenschaftliche, haben nicht nur einen sachlichen, inhaltlichen Gehalt, sondern sie tragen immer auch ein Wertmoment in sich.“ (*Hoff*, 111)

Dass man auch durch Nachdenken über evolutive Zusammenhänge unmittelbar zu entstigmatisierenden und entpathologisierenden Hypothesen kommen kann zeigt u. a. *Möhlenkamp*. Z. B.: „Vulnerabilität“ muss nicht als pathogene Disposition aufgefasst werden, sondern kann als „Extremvariante eines evolutionsbiologischen Entwicklungsvorteils“(91), der nur unter bestimmten Umständen zum Nachteil wird, viel besser verstanden werden. Anthropologische Psychiatrie ist eben die Psychiatrie, die mehr merkt, die z. B. sogar merkt, dass wir auf die Geschichten, Erfahrungen und Deutungen von Menschen in und nach Grenzerfahrungen hören müssen (*Buck*), bevor wir uns dem Ordnen in übersichtliche Nomenklaturen widmen. Sie merkt sogar, dass der Mensch nicht nur seine Geschichte, sondern auch sein Leib ist und dass sich beides nicht trennen lässt, dass die Geschichte Spuren im Leib-Seelischen und dass das Leib-Seelische Spuren in der Geschichte hinterlässt.

Deshalb öffnet sich die anthropologische Psychiatrie nicht nur den Geschichten psychiatrieerfahrener Menschen und ihrer Angehörigen, sondern auch u. a. neurobiologischen Erkenntnissen und das nicht in „grobdrätiger Hirnmythologie“ (*Kraepelin*), sondern in einem eher systemtheoretischen Denken, das über Konzepte wie z. B. dem der neuronalen Plastizität in fruchtbarer Weise mit psychotherapeutischen Konzepten zu verbinden ist. (*Huether*) Mehr merken wollen führt zu neuen, kreativen Projekten und Forschungsprogrammen. Z. B. wenn man, wie in Finnland, beginnt zu untersuchen, ob die ver-rückte Psyche nicht eine natürliche Tendenz zur Rückkehr in die „Hauptrealität“ (*Lempp*) hat. Wenn dann dabei herauskommt, dass „unter optimalen therapeutischen Bedingungen ... bei 40-60% der ersterkrankten Patienten eine Remission der akuten Psychose nach neun bis zwölf Tagen“ eintritt, und dass mit intensiver menschlicher Begleitung mindestens „30 bis 40 Prozent ersterkrankter psychotischer Menschen die akute Psychose ohne neuroleptische Medikation überwinden“ (*Aderhold*, 304), dann muss dies unmittelbar zu Anstrengungen führen, die therapeutische Praxis und den Umgang mit Neuroleptika zu überprüfen.

Mein Bemühen, das Buch von seinem Grundanliegen her zu erfassen, soll mich nicht davon abhalten, den zukünftigen Lesern/innen die Gliederung vorzustellen. Das Buch hat drei Teile:

- Grundlegendes Verstehen
- Respekt vor dem Besonderen
- Empowerment – Behandlung im Dialog

Wer sich für besonders philosophisch hält, kann mit den letzten Beiträgen des dritten Teils beginnen. Dort wird er, ohne dass er sich die dahinterstehende Philosophie bewusst machen muss, an „Grundlegendes Verstehen“ und den „Respekt vor dem Besonderen“ über praxisnahe Themen diskret herangeführt. Die beiden ersten Beiträge des letzten Teils mit den Titeln „Anthropologisches Verständnis und Dialog - neue Perspektiven in der Psychiatrie“ (*Bock, Naber*) und „Verantwortung vom Letzten her“ (*Dörner*) werden dann locker zu verkraften sein. Sie enthalten m. E. besonders zentrale Aspekte für eine künftig weiter auszuformulierende, anthropologische Psychiatrie. Den zweiten Teil sollte kein Leser auslassen, da es dort nur vordergründig um allen psychiatrisch Tätigen bekannte „Krankheitsbilder“ geht, in Wirklichkeit aber immer um Grundkonstanten des Menschlichen, die häufig in sehr verblüffender und neuer Weise ent-deckt werden. Für mich besonders eindrucksvoll bei Fuchs in Ausführungen zu Depression und Zeiterleben und bei Reker zu Freiheit und Rauschtrinken.

Wer sich soweit vorgewagt hat, braucht keine Ermutigung zum Lesen des ersten Teils mehr, er wird bereits philosophie-süchtig sein und zwar deshalb, weil er begriffen hat, dass hier Philosophie nicht dazu ge-, bzw. missbraucht wird, das Verständliche immer unverständlicher zu machen, sondern dazu, Selbstverständlichkeiten wieder zu entdecken, u.a. auch die Selbstverständlichkeit des Dialogs zwischen den Denkfronten zur Vermeidung all zu großer Naivität an der Denkfront der eigenen Sparte.

*Renate Schernus*

1.2.05

Erschienen in Sozialpsychiatrische Informationen 2/2005